wegscheucht, immer wieder beteuernd, sie sei
gar nicht die Frau Pommer, sondern habe nur
gerade eben hier und in deren Wohnung die
Tür geöffnet.
Frau Pommer hat in den vergangenen
Jahren eine seltsame Berühmtheit erlangt. Ihr
Vater nämlich, der Gastwirt Josef Pommer,
wurde nach einer langen Reihe von Vorbesit-

(Bilder: Münzing/Archiv)

mann als Reichsleiter höchstpersönlich, -wollte
es um jeden Preis kaufen. Und so kam es,
daß die Pommers das Doppelte des eigentli-
chen Verkehrswertes dafür erhielten, damit
sie's hergaben. Vorher aber, so erzählen je-
denfalls die Braunauer, sträubte sich der alte
Pommer, um den Preis hinaufzutreiben, so
heftig gegen den Verkauf, daß der Reichs-
statthalter Bürkel fuchsteufelswild ein Tele-
gramm schickte: Wenn Pommer nicht endlich
verkaufe, dann müsse man andere Maßnah-
men ergreifen. Dieses Telegjamm wiederum
war nach dem Krieg der Persilschein der
Pommers. Sie erhielten — gegen 50 000 Schil-
ling (nur knapp 8000 Mark) — das ganze statt-
liche Gebäude zurück, für das Martin Bor-
manns Leute weit über 100 000 Mark bezahlt

hatten. Überhaupt nicht gerechnet wurden
dabei die weiteren 100 000 Mark, die von der
NSDAP investiert worden waren, „damit es
ein würdiges Aussehen erhalte!"

die Stadtverwaltung zu verkaufen. Sie ver-
pachtete es vielmehr gegen monatlich 560
Mark. Und dieser Pachtvertrag mit der Stadt
lief Ende des Jahres 1966 ab. Viele große Wir-
te im In- und Ausland wurden durch Mittels-
männer seit geraumer Zeit gefragt, ob sie
kein Interesse daran hätten, das Hitlerhaus
zu einer Gaststätte zu machen. Auch „Wiener-
wald"-Brathendlkönig Friedrich Jahn, der
selbst aus Linz an der Donau stammt, wurde
das Haus mehrfach angeboten. Aber auch
er fand keinen Gefallen daran. Dann stand
es eine Zeitlang leer. Denn Frau Pommer
fand beim besten Willen keinen, der Spaß
daran gehabt hätte, diese „Beerhall" für Sen-
sationssüchtige zu eröffnen. Die Braunauer
bedauerten, weil sie praktisch denken, daß
es keinem vernünftigen Zweck zugeführt wer-
den sollte. Nun, das geschah jetzt — mit dem
Einzug der Bank.
Weil man in Braunau überhaupt nicht
gern von der Vergangenheit spricht, hat bis-
her keiner der Fremden, der die Fassade
mehr oder weniger verstohlen photographiert,
die Geschichte erfahren, die uns der Stadt-
pfarrer Johann Ludwig berichtete (in dessen
Pfarrstube auch das Taufbuch aus Braunau
von 1881 bis 1891 samt Hitlers Geburts- und

Tt* •?]

„Ödipuskomplex des Deutschen"
Auch die Hausmeisterin wunderte sich
nicht, daß da Fremde ins Haus kamen, per
Dialog war äußerst knapp und verständlich:
„Wo ist es denn?" fragten wir, und „Bittschön,
da ist es", antwortete die Concierge. Sie öff-
nete eine Tür. Ein großer heller Raum. Dicke
Bohlenbretter als Fußboden. In diesem Raum
also nahm, soweit man weiß, das Leben jenes
Mannes seinen Anfang, der fast die ganze
Welt in Flammen setzte und — nach dem
jungen Dichter Helmut Heißenbüttel — der
„Ödipuskomplex des Deutschen" ist.
„Sie glauben gar nicht, welchen Ärger man
immer hat wegen diesem Hitler", sagt Brau-
naus 37jähriger Bürgermeister Josef Fridl von
der Sozialistischen Partei, der vor Jahren
seine' erstaunliche Karriere als Österreichs
jüngstes Stadtoberhaupt begann. „Tagaus,
tagein krieg ich Karten und Briefe aus der
ganzen Welt. Dabei haben wir wahrhaftig mit
dem Hitler viel weniger zu tun g'habt als viele
andere Städte. Schließlich ist er mit drei Jah-
ren schon samt seinen Eltern hier weggezo-
gen."
Da wohnt also in dem engbrüstigen Haus
Palmstraße Nummer 3, gleich hinter dem
Platz, wo man einst den Buchhändler Palm
erschoß, die 62jährige Witwe Kreszenz Pom-
mer; ein kleines Weiberl, das uns nachdrück-
lich von der plüschgepolsterten Wohnungstür

orientiert'

E

r nimmt es von den Lebendigen" — so
lautet ein oft zitiertes Sprichwort über
denjenigen, der hohe Preise nimmt. Den
Nachsatz „weil er von den Toten nichts
mehr bekommt" — benutzt der Zitaten-
sprecher selten. Aber nicht nur, weil es
noch eine Ausnahmeregelung gibt: für den
Toten bekommt man in der Bundesrepu-
blik von den Überlebenden ganz beträcht-
liche Summen. Rund eine Milliarde Mark
geben die Bundesbürger pro Jahr für ihre
Toten aus; 600 Millionen Mark für das Be-
gräbnis, 300 Millionen Mark für Grab-
steine und 100 Millionen Mark für Kranz-,
und Blumenspenden.

gemeine Entwicklung der wirtschaftlichen
Verhältnisse hat nicht nur einen höhe-
ren Lebensstandard unserer Bevölkerung,
sondern auch ein Anwachsen ihrer An-
sprüche mit sich gebracht, das an der
Schwelle des Todes nicht haltmacht." Der
einstige Schreiner, der das „letzte Haus
baute", hat sich zu einem Unternehmer
gemausert, die einst biederen „Sarglager"
und „Beerdigungs-Institute" heißen in der
sprachlichen Wandlung des Anpreisens
heute „Pietät", „Pax" oder „Humanitas".

Der Tod ist in' Deutschland in den
letzten Jahren erheblich teurer geworden.
In Köln kostet das Grab „nach eigener
Wahl" auf dreißig Jahre 450 Mark. Die Ge-
bühr für eine liegende Platte auf dem Grab
stieg in zwei Jahren von 10 auf 36 Mark.
Aufrechtstehende Denkmäler auf dem
Grab werden mit 40 Mark (nach dem Preis
von 1964) pro 0,1 Kubikmeter berechnet.
Vorher gab es einen Einheitspreis von 21
Mark. In Berlin wurden 1962 die Gebüh-
renordnungen für Friedhöfe und Krema-
torien teilweise bis zu sechzig Prozent er-
höht. Der Bundesverband der Bestatter er-
rechnete ein ortsübliches Durchschnittsbe-
gräbnis 1960 für Düsseldorf mit 665 Mark.
1966 kostete das gleiche . Begräbnis 1019
Mark. Doch für die unterschiedlichen For-
men des letzten Weges gibt es beachtliche
Preisskalen. In Düsseldorf wird ein Wohl-
fahrtsbegräbnis für 300 Mark geboten, eine
Luxusbestattung kostet 5000 Mark. Das so-
genannte Armengrab (Reihengrab) kostet
in Düsseldorf 40 Mark, ein 'Wahlgrab
zweiter Klasse 350 Mark und ein Wahlgrab
erster Klasse 750 Mark. In „besonderer
Lage" macht es sogar 1500 Mark.
Dazu die Gewerkschaftszeitung: „Vor
Gott sind alle Menschen gleich. Doch auch
die Toten gehören nicht Gott, jedenfalls
nicht das, was verweslich an ihnen ist.
Das gehört nach wie vor den Hinterblie-
benen, der Gesellschaft. Und sie — nicht
Gott — bestimmen, daß Generaldirektor
Breitner im Eigengrab, in der Familien-
gruft bestattet wird. Rentner Breitner
fährt in einen anderen Teil des Friedhofs
in seine unvergleichlich bescheidenere
Grube. Zwischen fünfzehn und zwanzig
Jahre wird er Zeit haben, zu Staub zif zer-
fallen. Diese Ruhezeit ist örtlich verschie-
den: dort, wo Friedhöfe einem übergroßen
Andrang ausgeliefert sind, in den gelände-
armen und menschenreichen Großstädten,
gilt die kürzere, an weniger grubenknap-
pen Orten die längere Frist. Eines Tages
aber kommt der Totengräber, um des ar-
men Toten Ruhe zu stören. Ein neuer Karl
Breitner braucht den Platz. Und was vom
vorigen, inzwischen längst vergessenen
Toten noch übrig ist, wird diskret zusam-
mengefegt. Erde muß zu Erde werden, not-
falls im Knochenhaus. Den Generaldirek-
tor ficht der Totengräber nicht an, nicht in
so kurzer Zeit. Die Familiengruft bleibt im
Besitz seiner Nachfahren, solange sie Geld
genug haben, sie immer wieder neu zu er-
werben. Und auf Jahrzehnte hinaus pran-
gen auf dem gebührenpflichtig gepflegten
Grabstein in goldenen Lettern die Ge-
burts- und Sterbedaten des längst zu Erde
gewordenen Dauermieters."
Erich Maria Remarque beschrieb in ei-
nem seiner Romane die Soziologie des To-
des. Auch nach dem Ersten Weltkrieg stieg

mit dem Wohlstand der a gesellschaftliche
Anspruch der Bestattung/In seinem Buch
„Der schwarze Obelisk" heißt es: „. . . die
Zeit der Massengräber und der Beerdigun-
gen in Zeltbahnen ist seit dem Krieg vor-
bei. Man verfault wieder standesgemäß, in
langsam morsch werdendem Holz, im
Totenhemd oder im Frack ohne Rücken
und im Totenkleid aus weißem Crepe de
Chine. Der Bäckermeister Niebuhr sogar
im Schmuck seiner Orden und Vereinsab-
zeicheri, seine Frau hat darauf bestanden."

Toten ab. Die 5300 Steinmetze in der Bun-
desrepublik setzen jährlich 450 Millionen
Mark um, davon 60 Prozent für Grabsteine.
Dann gibt ,es noch zahlreiche weitere Zu-
liefererfirmen, so Sargschlagfabrikanten,
Urnenhersteller, Kunstblumenlieferanten
und Kerzenproduzenten. Nicht zu verges-
sen, daß auch die öffentliche Hand an den
Toten profitiert, dabei nicht nur wie in
München und Stuttgart durch kommunale
Bestattungsfirmen. Auch die Kirchen neh-
men für ihre Dienste an den Toten noch
erkleckliche Sümmchen neben den Kir-
chensteuern ein.

Die Gewerkschaftszeitung „druck und
papier" beklagte 1963 in ihrem Artikel
„Auch im Friedhof ist kein Friede": „Die
teppichbelegte, mit feierlichem Grün und
zahlreichen Kerzen dekorierte Ausseg-
nungshalle wird des Generaldirektors
allerletzte Gäste noch einmal mit der
Atmosphäre gepflegter Häuslichkeit umge-
ben —, wogegen des Rentners letzte Ge-
treuen sich mit der Mindestausstattung,
zwei, drei Lorbeerbäumen, zwei Kande-
labern und schlichten Steinfliesen begnü-
gen müssen. Es ist schließlich alles eine
Geldfrage. Auch der Friedhof ist eine
Stätte der Eitelkeit des Menschen — der
letzten und vielleicht deshalb aufdringlich-
sten. Noch einmal wird der feierliche Pomp
ganz entfaltet, auf den der Verstorbene in
seinem Leben Anspruch zu haben glaubte.
Noch einmal wird gezeigt, wie groß, wie
mächtig, wie würdig er war. Und wo keine
.Größe', keine .Macht' und keine .Würde' im
Leben war, da kann sie auch im Tode nicht
entfaltet werden. Einzelheiten regelt die
Gebührenordnung." In einem Aufsatz des
Fachverbandes des Deutschen Bestattungs-
gewerbes: „Geleitet von dem Gedanken
der Auferstehung, die den Entschlafenen
zu einem Vollendeten erhöht, wird der Be-
statter in der pietätvollen Erledigung sei-
nes Auftrages über die Rolle des Mittlers
hinauswachsen zu einem Kulturträger."
Erich Birker, Westdeutschlands führen-
der Trauer-Fabrikant, eine Art Necker-
mann für die Toten: „Warum sollen wir
uns nicht am Wohlstand orientieren?
Unser Gewerbe ist noch 30 Jahre zurück."
HANS DIETER BAROTH

lilBIllilll!

}. *r

„Zusatzartikel" gefragt
Die bundesdeutsche Sterbeindustrie lie-
fert neben den Särgen auch „Zusatz-
ärtikel". Für 5000 Mark gibt es eine Lei-
chentiefkühltruhe mit Plastikhüllen sowie
Kinnstützen, die „das unangenehme Expe-
riment des Schließen des Mundes" erspa-
ren. 42 Sterbewäschefabrikanten woben
im Jahre 1965 für zehn Millionen Mark
Totenhemden, Jacken, Decken und Laken.
Die 8500 Blumengeschäfte und 830 Blumen-
bindereien setzen 12 Prozent ihres 900-Mil-
lionen^Umsatzes gewissermaßen bei den

Das schlechte Gewissen

Die menschliche Eitelkeit noch im Tode
und zuweilen das schlechte Gewissen der
Hinterbliebenen treiben den in jeder Preis-
lage gebotenen Bestattungsaufwand zu un-
geahnten Klassenunterschieden. In einem
Aufsatz des Fachverbandes für das Deut-
sche Bestattungsgewerbe hieß es: „Die all-

ln Braunau spricht man nicht gern von der Vergangenheit / Immer

wieder Ärger mit Adolf / Furcht vor einer schwarzgekleideten Frau

Beistand von der „buckligen Johanna":
die Mutter Klara Hitler

Die menschliche Eitelkeit auch noch am Grabe

Das Geschäft mit dem Tode: Gewinnspannen bis zu 200 Prozent

(Foto: Schmidt)

Am Abend geboren: Baby Adolf Hitler

Der Tod ist teuer

Bestattungsgewerbe in der Bundesrepublik / „Am Wohlstand

Seite II / Frankfurter Rundschau REPORTAGE

Samstag, 10. Februar 1968, Nr. 35

Ein Telegramm wurde zum „Persilschein": Hitlers Geburtshaus in Braunau am Inn.

r. 1 VXHÜL & fr«* 4tt4.

ftflraüicn^edjridjtftt au* g?rftitit*tt.
Ubutttn: Vlm V.i. 3Hat\n JWnrinmcr »mittl. Äinb. .—.lfm yj,VfüfiufiaOioUnr,;
OUe<ftngicB'r'(y}f$lfcii*(iitt>. — 'lim '21, ftubolf Gftlcborat, Vfauttin>!tfHncr:!irrt>,
3 * 2L 2bcT'ita$robiwu't, uitcttfl. Äinfc.tSntJÄ*.**«! tytttfcfc I. h ^öjlantjv'
Cffai atefmb.

Aus dem Braunauer Geburtenkalender

E

s gibt kein Bier im Hitler-Haus! Amerika-
nische Touristen mußten dies enttäuscht
feststellen, als sie jetzt nach Braunau kamen
und in jenem Anwesen, wo „er" geboren ist,
eine florierende Gaststätte vorzufinden hoff-
ten. US-Zeitungen hatten seit langem ange-
kündigt, daß dort eine „Beerhall" im Entste-
hen sei. Doch dies war reine Spekulation —
noch! Eine Reise über die Grenze zeigt, daß es
rund um das Hitlerhaus noch manches gibt,
worüber man nicht gern spricht.

Gruß an der Grenze

Es gibt am Grenzübergang so gut wie
keine Paßkontrolle. Weder in Simbach noch
in Braunau. Die Beamten diesseits und jen-
seits der weißblauen Grenzpfähle salutieren
freundlich. Schließlich fahren Hunderte von
Braunauern täglich in unser Land zur Arbeit
— und im „Austausch" dagegen jedes
Wochenende Hunderte von Bundesdeutschen
auf die österreichische Seite, weil es in den
Gasthäusern im Inn-Salzach-Dreieck ausge-
sprochen billig ist. Die Deutschen, die nach
Braunau kommen, schlendern den Stadtplatz
hinab, und da kann es gar nicht ausbleiben,
daß sie schließlich auch in der „Vorstadt" an-
langen, die man gleich durch das große Tor
erreicht. Dort endlich steht „es". Nämlich das
Haus „Salzburger Vorstadt Nummer 15", um
dessentwillen Braunau am Inn eine Stadt im
Verruf ist. Denn hier hat am 20. April 1889
um 18.30 Uhr Frau Klara Hitler, geb. Pölzl,
einen Knaben mit Namen Adolf geboren. Bei-
stand bei der Geburt leisteten die Hebamme
Franziska Pointecker sowie die Schwester der
Kindesmutter, die „bucklige Johanna" ge-
nannt, die im Hitlerschen Haushalt lebte.

Adolf, der Säugling, wurde am 22. April
um 3.15 Uhr vom Benefiziaten Ignaz Probst
getauft und erhielt zum Namen Adolf keine
•weiteren Beinamen. Die Braunauer -wissen so-
fort Bescheid, wenn ein Fremder sie nur fragt:
„Wo ist denn die Vorstadt?" Jener Bierfahrer
beispielsweise, an den wir die Frage richteten,
und der mit dem Arm den Weg gewiesen
hatte, lief sogar noch hinterher und wollte
überaus freundlich und hilfsbereit wissen:
"„WDS woins denn da seng? Führers Geburts-
haus? Gleich da vurn, hinta dö Kastanien!"
Es war wahrlich nicht schwer zu finden.
Alle Tore standen offen. Drinnen rumorten
Arbeiter zusammen mit der Hausmeisterin.
(Mittlerweile- ist eine Bank eingezogen, für
ungefähr ein, zwei Jahre^wie es heißt, weil
ihr Stammhaus ümgebäut*wiiti).

Taufeintrag aufbewahrt wird). Jene Geschich-
te, die mit einem Schlag erhellt, warum
Adolf Hitler Braunau auch nach dem „An-
schluß" stets gemieden hat.
Als nämlich die Braunen 1938 mit ihrer
Wagenkolonne an der Innbrücke eintrafen,
standen dort der bis dato illegale Kreisleiter
und die Frauenschaftsführerin. Und diese,
schon eine alte Dame, hatte zwei Wochen
vorher ihren Mann verloren. Sie stand da,
tiefschwarz gekleidet, das Gesicht von einem
schwarzen Schleier umwallt, und wollte ihrem
„Führer" einen großen Blumenstrauß über-
reichen. Der abergläubische Adolf Hitler, so
versicherte uns der Stadtpfarrer, erstarrte
angesichts dieser schwarzen Gestalt, die ihn.
an der Schwelle seiner Geburtsstadt wie eine
Norne empfing. Er setzte nicht einmal den
Fuß auf den Boden Braunaus, gab das Kom-
mando, sofort ohne Halt weiterzufahren. Er
stand mit unbewegtem Gesicht und erhobe-
nem Arm — auch als sein Wagen an der
Salzburger Vorstadt, mittlerweile schon
„Adolf-Hitler-Straße Nummer 15", vorbei-
rollte. Er wollte nichts mehr von Braunau
sehen und hat es auch zeitlebens nie mehr
wieder betreten.

INGEBORG MUNZING

Das Geschäft der Frau Pommer
Frau Pommer weiß sehr wohl, was sie da
für ein glänzendes Geschäft gemacht hat. Und
dies ist auch offensichtlich der Grund — so

sagen wieder die Braunauer —, weshalb sie
sich nicht entschließen konnte, das Haus an

Die von den Toten leben
Von den Toten leben zwischen Elbe
und Rhein 3000 Bestatter, davon 1061
hauptberuflich. Sie sind in einem Gewerbe
tätig, um das sich die Bürger dann nicht
kümmern, wenn sie nicht ausdrücklich die
Umstände dazu zwingen. Das Bestattungs-
gewerbe mit seiner umfangreichen Zu-
lieferindustrie unterliegt besonderen Be-
dingungen: die Werbung ist nicht wesent-
lich auszuweiten, nach Urteilen des Reichs-
gerichtes von 1934 und des Bundesgerichts-
hofs von 1954 ist der „ungerufene Hausbe-
such auf dereinstige Bestattungen" sitten-
widrig.
Jessica Mitford, die. Autorin des ame-
rikanischen Buches „Der Tod als Geschäft",
verwies darauf, daß niemand wie beim
Autokauf beim Sarg wochenlang Erkun-
dungen über die Vorteile der verschiede-
nen Modelle einzöge und auch nicht das
Sarggeschäft mit der Bemerkung verlassen
könne, er komme in zwei bis drei Wochen
noch einmal vorbei. Eine" Leiche muß in-
nerhalb von 36 Stunden in den meisten
Bundesländern in der Leichenhalle sein,
und diese Tatsache läßt keine Zeit zu
langem Feilschen. Zudem unterliegen die
Käufer besonderen gefühlsmäßigen Um-
ständen, die von einigen rücksichtslos aus-
genutzt werden. Es gibt Gewinnspannen
bis zu 20Ö Prozent, obwohl bei einer kon-
stanten Sterberate von 1,1 Prozent keine
Konjunkturkrisen im Bestattungsgewerbe
zu befürchten sind. Das Statistische Bun-
desamt errechnete für diejenigen, die von
den Toten leben, für die Zukunft dank der
wachsenden Bevölkerung eine zunehmende
Tendenz: 1975 rechnet man mit 763 000
Toten, und im Jahre 2000 sollen es sogar
825 000 sein.
Eine Testzeitschrift meinte vor einigen
Jahren, die letzten Meter eines Menschen,
seien die teuersten, die Gewerkschafts-«
zeitung „druck und papier" klagte 1963:
„Der Friedhof ist eine Stätte des Klassen-
kampfes. Die letzte Stätte, in der Klassen-
kampf noch ungescheut, noch unwider-
sprochen geübt werden darf. Im Angesicht
der Ewigkeit plustert sich die allzu ver-
gängliche irdische Größe im Götzendienst
der Selbstanbetung auf." •

Erweiterter Service

Das Bestattungsgewerbe der Bundesre-
publik erweitert stetig den Service. Frü-
her bemühten sich die Nachbarn um die
Wege zu den Behörden. Der Bestatter
übernimmt heute alle Wege, denn am Gra-
be steht fast ein halbes Dutzend Behörden.
Den meisten Bundesbürgern bleiben
die Kalkulationen des Gewerbes so ver-
schlossen wie die Särge im Grab. Die In-
dustrie liefert den einfachen Kiefernsarg
schon für 90 Mark, den massiven Eichen-
sarg für 600 Mark. Der Bestatter verlangt
in der Regel für Kiefernsärge zwischen
200 und 600 Mark, die Eichensärge müssen
mit 300 bis 2000 Mark bezahlt werden.
Nach Berechnungen einer den Unterneh-
mern nahestehende Zeitschrift rechnete
die Industrie pro Sarg im Durchschnitt mit
160 Mark, für 400 Mark setzt ihn der Be-
statter ab. Der Berufsverband der Bestat-
ter fordert daher, daß den Hinterbliebenen
in Orten mit mehr als 15 000 Einwohnern
mindestens 15 Särge zur Auswahl zur Ver-
fügung stehen sollen.

zern, Hausherr in der Salzburger Vorstadt
Nummer 15, dem damaligen Bräu „Zum Hir-
schen".

Dieses Gebäude, heute mit einer recht
hübschen Spätbiedermeier-Fassade, war schon
ziemlich alt und nicht im besten Zustand, als
die Nazis in Braunau einmarschierten. Die
NSDAP jedoch, beziehungsweise Martin Bor-

Es gibt kein Bier
im Hitler-Haus